Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 70 (2014)
Heft: 6

Artikel: Übersetzbar, aber unersetzlich : warum die Welt in anderen Sprachen anders aussieht

Autor: Deutscher, Guy

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-422113

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Übersetzbar, aber unersetzlich

Warum die Welt in anderen Sprachen anders aussieht

Von Guy Deutscher[1]

Es ist eine alte Debatte. Auf der einen Seite steht die althergebrachte Maxime, alles, was wert ist, gesagt zu werden, müsse in jeder Sprache gesagt werden können – umso mehr dann, wenn es sich um die Wissenschaft handelt, die den Anspruch erhebt, universelle Wahrheiten zu erfassen. Demgegenüber steht ein immer wieder anzutreffender Gedanke, dessen wohl inspirierteste Formulierung von Wilhelm von Humboldt stammt, nämlich, dass die Verschiedenheit der Sprachen nicht nur eine von «Schällen und Zeichen», sondern eine der «Weltansichten selbst» sei.

Als ich 15 Jahre alt war, betrat ich zum ersten Mal die Räumlichkeiten des Goethe-Instituts in Tel Aviv. Meinem vielversprechenden Nachnamen zum Trotz konnte ich kein Wort Deutsch und begann also mit einem Intensivkurs der Grundstufe I. Viermal in der Woche kam ich nach der Schule ins Goethe-Institut, um in den Genuss der Feinheiten der deutschen Grammatik zu kommen. Ich muss gestehen, es war damals nicht in erster Linie die glanzvolle Tradition der deutschen Wissenschaft, die mich in das Goethe-Institut lockte. Es waren eher die Lieder von Schubert und Schumann. Aber natürlich kam mir die Fähigkeit, Deutsch zu lesen, bei meiner wissenschaftlichen Arbeit in späteren Jahren zugute.

Mein letztes Buch «Im Spiegel der Sprache. Warum die Welt in anderen Sprachen anders aussieht» (C. H. Beck, München 2010) be-

1 Der israelische Linguist und Buchautor Dr. Guy Deutscher arbeitet vorwiegend in England. Der vorliegende Text, ursprünglich ein Tagungsreferat, ist in folgendem Buch erschienen: Goethe-Institut/DAAD/IDS (Hrsg.): Deutsch in den Wissenschaften. Beiträge zu Status und Perspektiven der Wissenschaftssprache Deutsch. Klett-Langenscheidt, München 2013. Rezension im «Sprachspiegel» 1/2014, S. 25, *www.sprachlust.ch/Was/Buch1*. Abdruck mit Genehmigung des Verlags, Titel und Zwischentitel von der Redaktion.

schäftigt sich mit der Frage, was wir in unserer Sprache sehen, wenn wir sie dem Geist als Spiegel vorhalten: die menschliche Natur oder die kulturellen Konventionen unserer Gesellschaft. Ich habe dieses Thema zunächst anhand eines bestimmten Beispiels untersucht, anhand der Sprache der Farbe. Ist die Art und Weise, in der die Sprache dem Farbraum Begriffe zuordnet, ein Diktat der Natur? Sind die Begriffe «blau» oder «grün» universale Konstanten des Menschengeschlechts, oder handelt es sich dabei um willkürliche kulturelle Konventionen? Wie ich schon aus dem Studium zu wissen glaubte, fing diese Debatte 1968 an, und zwar mit einer spektakulären Entdeckung von zwei Wissenschaftlern aus Berkeley, die äusserst überraschende Gesetzmässigkeiten und Ähnlichkeiten in den Farbbegriffen aller Sprachen aufgezeigt haben.

Das Farbenrad neu erfinden

Als ich aber anfing, näher zu recherchieren, machte ich eine eigene kleine Entdeckung, die mich zumindest ziemlich erstaunte. Ich fand nämlich heraus, dass die bahnbrechenden Erkenntnisse von 1968 fast wortwörtlich Erkenntnisse wiederholten, die ein volles Jahrhundert vorher in Frankfurt am Main gemacht worden waren und während der Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte von 1867 bekanntgegeben wurden. Mehr noch: Es stellte sich heraus, dass während der letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts eine lange und hitzige Kontroverse tobte, über nichts anderes als die Sprache der Farbe. In dieser Kontroverse wurden viele der Erkenntnisse gewonnen, die 100 Jahre später als neue Durchbrüche präsentiert worden sind.

Auf unerklärliche Weise aber ist diese ganze Debatte des 19. Jahrhunderts, mitsamt den gewonnenen Erkenntnissen, nach dem Ersten Weltkrieg völlig in Vergessenheit geraten. Wie konnte eine ganze Disziplin in eine solche kollektive Amnesie versinken? In meinem Buch habe ich versucht, ein paar Erklärungen dafür zu formulieren. Die Gründe, die ich nannte, haben mit den seismischen Verschiebungen in der Weltanschauung zu tun, welche die Humanwissenschaften am Anfang des 20. Jahrhunderts durchmachten. Es gibt aber einen zusätzlichen Grund. Obwohl die Debatte über die Sprache der Farbe in England an-

fing, begann sie bald von deutschen Wissenschaftlern dominiert – und deswegen grösstenteils auf Deutsch ausgetragen – zu werden. Dieses Material liegt meist nicht in Übersetzungen vor. In Amerika, das im letzten Jahrhundert das Zentrum linguistischer und anthropologischer Wissenschaft darstellte, war die Debatte des 19. Jahrhunderts ganz einfach nicht zugänglich.

Ist es tatsächlich von Belang, in welcher Sprache wir sprechen, schreiben oder forschen? Sind unterschiedliche Sprachen lediglich unterschiedliche Kleider für genau denselben Gedankenprozess oder liegt in diesem Unterschied mehr verborgen?

Universalisten kontra Relativisten

Es gibt zwei Denkrichtungen, die auf diese Fragen gegenteilige Antworten gegeben haben: Auf der einen Seite steht die universalistische Tradition, die von Aristoteles im 4. Jahrhundert v. Chr., über die französischen Grammatiker des 17. Jahrhunderts bis zu Noam Chomsky reicht. Um es sehr grob zu formulieren, sind dieser Meinung zufolge alle Sprachen im Kern identisch und die Unterschiede zwischen ihnen äusserst oberflächlich. Anhänger dieser Position weisen die Idee von der Hand, die Welt könne in anderen Sprachen anders aussehen. Allerdings: Aristoteles kannte vermutlich keine andere Sprache ausser der griechischen. Die «Universale Grammatik» der französischen Grammatiker hingegen kommt auf unerklärliche Weise der französischen Sprache auffällig nahe. Und auch bei Chomskys «angeborener Universaler Grammatik» ist es sehr schwer zu übersehen, wie nah sie der englischen Sprache kommt.

Auf der anderen Seite steht die «relativistische» Tradition. Diese reicht bis zu Wilhelm von Humboldt ins 19. Jahrhundert zurück. Ihm zufolge ist die Verschiedenheit der Sprachen eine Verschiedenheit der «Weltansichten selbst». Mehr noch: die Sprache sei nicht Mittel, die bereits erkannte Wahrheit darzustellen, sondern Möglichkeit, die zuvor unerkannte Wahrheit überhaupt zu entdecken. Das Problematische an den Argumenten des relativistischen Lagers ist ebenfalls recht

offensichtlich. Zwar würde niemand auf die Idee kommen, Wilhelm von Humboldt einen Mangel an sprachlichem Weitblick vorzuwerfen. Wenn es aber um Humboldts Behauptungen über den angeblichen Einfluss der Muttersprache auf den Geist geht, dann dürfen wir ihm sehr wohl Mangel an Klarheit vorwerfen. Zwar klingt das alles sehr beeindruckend, wenn er uns erklärt, die Verschiedenheit der Sprachen sei eine der «Weltansichten selbst», und jede Sprache habe ihre eigene «innere Kraft», die die Sprecher zu verschiedenen Gedanken «anfeuert und begeistert». Aber was bedeutet das genau?

Ist die Sprache ein Denkgefängnis?

In den 30er-Jahren des 20. Jahrhunderts versuchten Edward Sapir and Benjamin Lee Whorf derartige Schlagwörter nun tatsächlich mit konkretem Inhalt zu füllen. Hier ist eines ihrer beliebtesten Beispiele. Wenn wir beobachten, wie sich ein Stein auf die Erde zu bewegt, untergliedern wir dieses Ereignis in zwei getrennte Begriffe: in den Stein und die Bewegung: «Der Stein fällt.» In manchen Indianersprachen aber gibt es kein Verb, das unserem Verb «fallen» entspricht und mit dem sich der Vorgang unabhängig von einem bestimmten fallenden Objekt beschreiben lässt. Stattdessen verwendet man das Verb «steinen», das jede Bewegung eines Steins bezeichnet. Was wir in «Stein» und «fallen» zerlegen, wird dort als «es steint herab» beschrieben. Daraus schloss Whorf, dass die Indianersprachen eine «monistische Ansicht der Natur» erzwingen. Ihre Sprecher verstehen nicht den Unterschied zwischen Gegenständen und Bewegung. Das klingt alles sehr beeindruckend – aber ist es wirklich zutreffend? Bedeutet die Verschmelzung von Verb und Substantiv zwangsläufig, dass Sprecher dieser Sprache keine getrennten Bilder von dem Geschehen und dem Objekt im Kopf haben können?

Wir können das testen, wenn wir die Argumentation auf eine vertrautere Sprache anwenden. Nehmen wir den deutschen Satz «es regnet». Das Deutsche verhält sich hier wie eine Indianersprache. Denn die Konstruktion «es regnet» ähnelt der Wendung «es steint herab». Hier werden das Objekt, nämlich die Wassertropfen, und der Vorgang

des Fallens zu einem einzigen verbalen Begriff «regnen» vereint. So verfahren aber nicht alle Sprachen. In meiner Muttersprache werden der Gegenstand und der Vorgang sehr wohl auseinandergehalten, und man sagt so etwas wie «Regen fällt». Demnach gibt es bei der Art und Weise, in der Deutsch und meine Muttersprache das Ereignis des Regnens ausdrücken, einen tiefgreifenden Unterschied. Aber heisst das, dass Sie und ich deshalb Regen auf andere Weise wahrnehmen müssen? Haben Sie das Gefühl, dass die Grammatik Ihrer Muttersprache Sie daran hindert, den Unterschied zwischen der wässrigen Substanz und dem Vorgang des Fallens zu verstehen? Oder sind die Unterschiede in der Art und Weise, in der Sprachen die Idee des «Regnens» ausdrücken, lediglich blosse Unterschiede in der grammatischen Organisation?

Der Trugschluss, welcher der Argumentation von Sapir und Whorf zugrunde liegt, war die Annahme, dass unsere Muttersprache ein Gefängnis ist, das die Konzepte und Unterscheidungen begrenzt, die wir zu verstehen vermögen. Oder anders gesagt, der Fehlschluss der «linguistischen Relativität» war die Annahme, dass wir uns nur die Konzepte und Unterscheidungen vorstellen können, die in unserer Sprache bereits vorhanden sind. Vielen Englischsprechern zum Beispiel ist das deutsche Lehnwort «Schadenfreude» nicht bekannt. Trotzdem fällt es ihnen nicht schwer, das Gefühl zu verstehen, dass man sich am Unglück eines anderen Menschen weidet. Man könnte tausende von solchen Beispielen anführen. Es gibt keinen einzigen Beweis dafür, dass irgendeine Sprache ihren Sprechern verbietet, etwas Bestimmtes zu denken oder zu verstehen.

Fassen wir eine erste Bilanz zusammen. Die beiden extremen Positionen, die ich bisher vorgestellt habe, sind gleichermassen unhaltbar. Auf der einen Seite sind Sprachen nicht alle gleich. Sie unterscheiden sich voneinander grundlegend sowohl in ihren spezifischen Begriffen als auch in ihrer strukturellen Organisation. Andererseits: Auch wenn unterschiedliche Sprachen Dinge unterschiedlich ausdrücken, bedeutet das nicht, dass unsere Muttersprache unsere Fähigkeit beschränkt und uns daran hindert, Begriffe zu verstehen, die von Sprechern anderer Sprachen verwendet werden.

Was gesagt werden muss

Wie finden wir also die vernünftige Mitte zwischen diesen beiden Positionen? Ich glaube, dass wir die Idee nicht ganz verwerfen dürfen, unsere Muttersprache könne Einfluss auf unser Denken haben. Doch um den wahren Einfluss der Sprache auf das Denken zu verstehen, müssen wir der Täuschung entkommen, dass die Sprache ein Gefängnis für das Denken ist. Stattdessen müssen wir uns einer grundlegenden Einsicht zuwenden, die ich in meinem Buch als das Boas-Jakobson-Prinzip bezeichne. Der Anthropologe Franz Boas stammte aus einer deutsch-jüdischen Familie aus Minden. Er wuchs in der besten deutschen Wissenschaftstradition auf, bevor er gegen Ende des 19. Jahrhunderts nach Amerika auswanderte. Er gilt als Vater der amerikanischen Anthropologie und man darf sagen, auch der amerikanischen Sprachwissenschaft.

1938 machte er eine scharfsinnige Beobachtung über die Verschiedenheit der Sprachen, eine Beobachtung, die 20 Jahre später vom russisch-amerikanischen Linguisten Roman Jakobson zu einer markigen Maxime zusammengefasst wurde: «Sprachen unterscheiden sich hauptsächlich durch das, was sie vermitteln *müssen,* und nicht durch das, was sie vermitteln *können.*» Mit anderen Worten: Der entscheidende Unterschied zwischen Sprachen liegt nicht darin, was jede Sprache ihren Sprechern auszudrücken gestattet – denn theoretisch könnte jede Sprache alles zum Ausdruck bringen –, sondern in den Informationen, zu deren Wiedergabe jede Sprache ihre Sprecher zwingt.

Jakobson führt das folgende Beispiel aus der Alltagssprache an: Wenn ich auf Englisch sage «I spent yesterday evening with a neighbour», dann können Sie sich durchaus die Frage stellen, ob ich mit einem Mann oder mit einer Frau ausgegangen bin. Aber ich habe das Recht, Ihnen höflich zu erklären, dass Sie das nichts angeht. Wenn wir aber Deutsch sprechen, dann verfüge ich nicht über das Privileg, die Dinge im Unklaren zu lassen, denn ich werde von der Sprache dazu gezwungen, mich zwischen *Nachbar* oder *Nachbarin* zu entscheiden. Deutsch zwingt mich also, Sie über das Geschlecht des Menschen, der

mich begleitet hat, zu informieren – ob ich nun der Meinung wäre, dass Sie das etwas angeht, oder nicht. Das bedeutet natürlich nicht, dass Englischsprecher die Unterschiede zwischen Abenden, die man mit Nachbarn, und solchen, die man mit Nachbarinnen verbringt, nicht wahrnehmen. Ebenso wenig bedeutet es, dass Englischsprecher den Unterschied nicht ausdrücken können, falls sie das wünschen sollten. Es bedeutet nur, dass Englischsprecher nicht verpflichtet sind, das Geschlecht anzugeben, jedes Mal wenn von dem Menschen aus dem Nachbarhaus die Rede ist, während diese Verpflichtung für die Sprecher mancher anderen Sprachen gewohnheitsmässig besteht.

Hingegen verpflichtet Sie das Englische durchaus, gewisse Informationen zu nennen, die man in manchen anderen Sprachen dem Zusammenhang überlassen kann. Wenn ich Ihnen auf Englisch von einem Abendessen mit einem «neighbour» erzähle, dann muss ich Ihnen vielleicht nicht das Geschlecht meiner Begleitperson mitteilen, aber ich muss Ihnen auf jeden Fall ziemlich viel über die zeitliche Einordnung des Geschehens erzählen: beispielsweise muss ich mich zwischen *we are dining* (gerade jetzt) oder *we dine* (regelmässig), zwischen *we dined* (einmal oder einige Male in der Vergangenheit) und *we have been dining* (öfters, über eine lange Zeitspanne) entscheiden. Das Deutsche ist ebenso imstande, solche feinen Unterscheidungen zu machen, aber es *verpflichtet* seine Sprecher nicht, diese Unterscheidungen gewohnheitsmässig zu treffen.

Es scheint mir, dass das Boas-Jakobson-Prinzip der Schlüssel ist, mit dem sich die tatsächlichen Auswirkungen einer bestimmten Sprache auf das Denken enthüllen lassen. Wenn verschiedene Sprachen den Geist ihrer Sprecher auf unterschiedliche Weise beeinflussen, dann nicht wegen der Dinge, die jede Sprache angeblich den Menschen zu denken gestattet, sondern vielmehr ist der Einfluss eine Folge des Umstands, dass Menschen von Kindesbeinen an gewohnheitsmässig bestimmte Ausdrucksweisen verwenden. Denn schliesslich können sich Sprachgewohnheiten zu geistigen Gewohnheiten verfestigen, die uns über das Sprechen hinaus beeinflussen und die Konsequenzen für unsere Denkweise und Wahrnehmung der Welt haben können. Wenn

unsere Sprache uns dazu zwingt, zum Beispiel, auf gewisse Aspekte der Erfahrung gewohnheitsmässig achtzugeben, dann kann diese Notwendigkeit uns trainieren, ein besonderes Gespür oder eine Sensibilität für bestimmte Details zu entwickeln, und sie kann bestimmte Arten von Erinnerung und Assoziation fördern.

Wie weiblich ist eine Brücke?

In meinem Buch bespreche ich einige Beispiele, bei denen in den letzten Jahren experimentell nachgewiesen werden konnte, dass solche Sprachgewohnheiten einen Einfluss auf die Wahrnehmung ihrer Sprecher ausübten. Eines dieser Beispiele betrifft das Genus oder das grammatische Geschlecht unbelebter Objekte. Wer eine Sprache wie Deutsch als Fremdsprache lernt, hört häufig, man solle der Tatsache, dass Brücken weiblichen und Schlüssel männlichen Geschlechts sind, keine weitere Bedeutung beimessen. Es handle sich lediglich um eine grammatische Eigenheit, so wird uns gesagt, die für Muttersprachler keine tiefgreifende Bedeutung habe.

Natürlich ist es richtig, dass kein Deutschsprecher tatsächlich glaubt, Brücken seien biologisch betrachtet weiblich. Und dennoch haben eine ganze Reihe unterschiedlicher Experimente empirisch gezeigt, dass das grammatische Geschlecht der unbelebten Gegenstände in der eigenen Muttersprache die alltäglichen Assoziationen färbt, die Sprecher mit diesen Gegenständen in Verbindung bringen. So tendieren Deutschsprecher beispielsweise dazu, Brücken eher «weiblich» konnotierte Attribute zuzuschreiben (schmal, elegant), während Spanischsprecher, für die Brücken grammatisch männlich sind, sie häufiger mit eher männlich besetzten Attributen in Verbindung bringen, wie kräftig.

Ein anderes Beispiel für den Einfluss der Sprache auf die Wahrnehmung ist die Sprache der Farbe, die ich bereits erwähnt habe. Nehmen wir die Farben Grün und Blau, zum Beispiel. Viele Sprachen der Welt trennen nicht zwischen Grün und Blau und betrachten sie als Schattierungen einer einzigen Farbe, mit einem einzigen Namen. Wenn aber eine Sprache wie Deutsch oder Englisch uns dazu trainiert, diese

zwei Farben doch als unterschiedliche Begriffe auseinanderzuhalten, dann erhöht diese Gewohnheit unsere Empfindlichkeit gegenüber diesen Farben im Vergleich zu Menschen, deren Muttersprache nur einen einzigen Namen für Grün und Blau verwendet. Anders gesagt: In den letzten Jahren haben Forscher empirisch nachweisen können, dass die Sprache unsere Wahrnehmung trainiert, den Unterschied zwischen manchen Farben zu übertreiben.

Die Macht der Sprachgewohnheit

In all diesen Fällen geht es um die Macht der Gewohnheit, nicht um ein Gefängnis. Es geht nicht darum, dass unsere Muttersprache uns davon abhält, Unterscheidungen und Konzepte anderer Sprachen zu verstehen oder wahrnehmen zu können. Wenn eine Sprache keine Unterscheidung zwischen Grün und Blau macht, zum Beispiel, bedeutet das nicht, dass ihre Sprecher farbenblind sind. Wenn eine Sprache uns zwingt, über Brücken zu sprechen, als wären sie Frauen, bedeutet das nicht, dass wir ausserstande sind zu verstehen, dass unbelebte Objekte kein biologisches Geschlecht haben. Und dennoch können die Sprechgewohnheiten, die uns von jungen Jahren an eingebläut wurden, entscheidenden Einfluss auf unser Denken und unsere Wahrnehmung ausüben.

Man darf die Macht der Gewohnheit nicht unterschätzen. Denken wir beispielsweise an das Autofahren. Obwohl die theoretischen Prinzipien hier eigentlich sehr einfach sind, fällt das Fahren Anfängern schwer. Das liegt vor allem daran, dass es ihnen an Übung mangelt. Nach 100 Übungsstunden werden Reflexe trainiert, in einer bestimmten Weise zu agieren; die Muskeln werden trainiert, in einer bestimmten Weise zusammenzuspielen; die Wahrnehmung wird trainiert, auf bestimmten Details im Sichtfeld ständig zu achten. Eine Aktivität, die am Anfang sehr schwierig erschien, verwandelt sich durch die Gewohnheit in eine ganz mühelose und fast automatische Fähigkeit.

Die Gewohnheiten unserer Muttersprache werden nicht erst mit 18 Jahren geprägt, sondern von Geburt an. Sie werden nicht nur in

100 Stunden Übung gefestigt und verstärkt, sondern in Tausenden und Abertausenden von Stunden. Ihre Macht ist deswegen potenziell umso grösser. Diese intensive Übung kann beispielsweise das beeinflussen, was wir durch Gewohnheit für natürlich halten, die Übung kann unsere Empfindlichkeit für bestimmte Aspekte der Wahrnehmung erhöhen. Sie kann auch unser Gedächtnis für bestimmte Aspekte der Erfahrung verfeinern und unsere Ketten von Assoziationen prägen.

Die Beispiele, die ich angeführt habe, betreffen die einfachsten Wahrnehmungen in unserem Alltag. Dies ist nicht weiter erstaunlich, hat sich doch die Forschung der letzten Jahre zunächst auf diese grundsätzlichen Fragen von Wahrnehmung beschränkt. Denn solche Phänomene lassen sich in einem psycholinguistischen Labor messen und untersuchen. Wir können uns aber natürlich auch fragen, ob der Einfluss einer bestimmten Sprache und der kulturellen Gewohnheiten im Allgemeinen auch eine Auswirkung darauf hat, wie wir höhere intellektuelle Betätigungen angehen – wie wir Wissenschaft betreiben, zum Beispiel, oder wie wir Forschung durchführen. Solche Fragen sind meines Wissens noch nicht ernsthaft in einem Labor untersucht worden. Es wäre aber erstaunlich, wenn die Gewohnheiten, die uns durch unsere Sprache und durch unsere Kultur eingeprägt wurden, keinen Einfluss darauf hätten, wie wir komplizierte intellektuelle Fragen angehen, beispielsweise wie wir Forschung betreiben.

«Zusammenfassend lässt sich sagen …»

Um deutlich zu machen, was ich damit meine, möchte ich ein kurzes Gedankenexperiment durchführen. Nehmen wir an, Sie bekämen ein Buch in die Hände, das aus welchem Grunde auch immer sehr beschädigt ist. Vielleicht ist es ins Wasser gefallen. Dem Aussehen nach scheint es ein wissenschaftliches Buch gewesen zu sein – und nicht etwa ein Roman. Aber die Tinte ist überall verschwommen, und der Text ist völlig unlesbar. Sie kennen weder Titel noch Autor, nicht einmal das Thema. Sie blättern durch die nassen Seiten und versuchen verzweifelt, zumindest ein paar Wörter zu finden, die Ihnen *irgendetwas* über das Buch verraten könnten. Schliesslich könnte ein einziges Wort

ausreichen, Ihnen wenigstens zu sagen, ob es ein Buch über Physik oder Wirtschaft, über Linguistik oder Geschichte ist. Aber alles scheint umsonst. Sie blättern durch, Seite um Seite, aber auf dem Papier nichts als eine schwarze Suppe. Schweren Herzens sind Sie schon geneigt aufzugeben. Doch da finden Sie, fast am Ende des Buches, eine einzige Seite, an deren letzter Ecke ein paar Wörter stehen, die doch nicht völlig verwischt sind. In aufgeregter Vorfreude darauf, vielleicht endlich einen Hinweis zu bekommen, worum es sich bei dem Buch handeln könnte, greifen Sie nach einer Lupe und untersuchen vorsichtig die Spuren auf dem Papier. Mit grosser Mühe gelingt es Ihnen schliesslich, ganze vier Wörter zu lesen. Diese Wörter lauten: «zusammenfassend lässt sich sagen».

Nun, Sie sind leider vollkommen gescheitert, sagen Sie vielleicht – denn Sie wissen immer noch gar nichts über dieses Buch. Aber stimmt das wirklich? Wissen wir wirklich nichts? Ich würde das jetzt nicht mehr behaupten. Denn obwohl wir das Thema nicht kennen, können wir doch ziemlich viel über die Vorgehensweise vermuten, in der der unbekannte Autor dieses unbekannte Thema behandelt.

Wenn ich in einem Buch auf die Worte «zusammenfassend lässt sich sagen» stosse, entstehen in meinem Kopf eine ganze Reihe von Erwartungen darüber, wie der Gegenstand des Buches behandelt wird, selbst wenn ich das, was ansonsten in diesem Buch steht, noch nicht gesehen habe. So habe ich beispielsweise ziemlich klare Vorstellungen davon, wie der Autor den Gegenstand methodisch einführt und wie er oder sie die grundlegenden Vorannahmen und Axiome darlegt, darüber, wie er sich mit früheren Forschungsmeinungen zum Thema kritisch auseinandersetzt, darüber, wie er die logische Folge seiner Argumentation aufbaut und wie er Schlussfolgerungen zieht. Es genügt schon, dass ich diese vier Wörter sehe, damit in mir die Erwartung entsteht, dass in all diesen Punkten das Buch sehr wahrscheinlich anders verfährt als Bücher aus der angelsächsischen oder der französischen Wissenschaftstradition. Und in der Regel werden solche Erwartungen auch erfüllt. Kurz gesagt: Ich möchte meine Behauptung wiederholen, die vor einer Weile vielleicht merkwürdig scheinen mochte, dass wir

bereits einiges über unser mysteriöses Buch wissen, auch wenn wir noch nicht einmal seinen Gegenstand kennen.

Sternmarsch zur Wissenschaft

Natürlich bedeutet dies nicht, dass unser wertvolles Buch irgendetwas enthält, das ausschliesslich auf Deutsch geschrieben oder ausschliesslich von Deutschsprechern verstanden werden könnte. Was immer in unserem Buch gestanden haben mag: Wäre es von wissenschaftlicher Bedeutung, dann müsste es ins Englische, Französische oder Chinesische zu übersetzen sein. Denn alles, was wert ist, gesagt zu werden, muss in jeder Sprache gesagt werden können. Was die Wissenschaft anbelangt, ist das zweifelsohne der Fall.

Und trotzdem: Die Art, wie der Autor sein Thema in diesem Buch behandelte, war ganz sicher von einer ganzen Bandbreite von kulturellen und wissenschaftlichen Konventionen und Gewohnheiten geprägt, und diese sind allesamt aufs engste mit der Sprache verbunden, in der dieses Buch verfasst wurde.

Ich möchte hier natürlich nicht auf die Frage eingehen, ob Bücher, die ihre Gegenstände auf eine ähnliche Art wie unser Buch behandeln, zwangsläufig besser oder schlechter sind als Bücher aus anderen kulturellen Traditionen. Eine solche Frage hat meiner Meinung nach keinen Sinn, denn wie jedermann weiss, oder zumindest jeder, der Monographien aus verschiedenen kulturellen Traditionen gelesen hat, haben alle ihre Vor- und Nachteile. Es besteht kein Zweifel daran, dass die Wissenschaft in der Vergangenheit gerade dadurch bereichert wurde, dass dieselben Gegenstände von Autoren aus unterschiedlichen kulturellen Traditionen behandelt worden sind. Und genau aus diesem Grunde wäre es ein ausserordentlicher Verlust für die Wissenschaft und für die Forschung, wenn in Zukunft keine Bücher mehr geschrieben würden, die mit den Worten enden: «zusammenfassend lässt sich sagen».